

Die zweite Welt

Nr. 22

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

„No, da seh ich grad net ein, was das mit 'm Gemeinderat zu tun hat, Herr von Wendel,“ knurrte Greifeneder. „Sagen S' mir nur, mein lieber Herr Schwiegervater,“ fuhr er jetzt launiger fort, „müssen S' denn alleweil davon erzählen, daß S' ein Gemeinderat sind?“

„Sie, Michel, wenn S' mich frozzeln wollen! — Hebrigens, weil wir grad davon reden — könnten S' mir mein Monatlliches heut schon geben?“

„Das weiß ich net, daß wir grad davon a'red't haben. — Hebrigens, weil wir grad davon reden — nein, das kann ich net.“

„Halten S' wen andern zum Narren, aber mich net!“ rief Wendel aufbrausend.

„Aber, Schwiegervater, ärgern S' Ihnen nur net so. Wer wird denn wegen ein W'paß gleich so zornig werden? . . . Net wahr, Alte, Du weißt's ja, daß ich's net schlecht mein, wenn ich jemanden ein bißl frozzeln tu?“

„Ach weiß gar nix!“ sagte Meß mürrisch. „Daß mich in Ruh!“

Greifeneder lachte und griff ihr schäfernd aus Mitleid. Sie entzog sich ihm mit unwilliger Gebärde.

Gutmütig und verliebt, wie er war, wollte er seine Frau mit einem Scherz besänftigen, als draußen die Glocke ging. Man hörte die laute Stimme der Frau Holzmann, und gleich darauf, noch ehe Greifeneder und Meß zur Türe eilen konnten, um die Gäste würdig zu empfangen, trat das Ehepaar, gefolgt von Herrn Kolb, ins Zimmer.

Am ersten Augenblick schien Frau Holzmann reinlich überrascht zu sein, als sie die Wendels erblckte. Die rümpfte die Nase, zwar ganz lässlich, aber deutlich genug, daß die es be-merkten konnten. Auf Meßs böllche Begrüßung dankte sie steif und zeremoniell, Herr Holzmann aber klopfte der jungen Frau wohlwollend und freundlich auf die Schulter. Dem alten Wendels reichte er die Hand und lächelte ihnen gutmütig zu.

Beim Essen schwand die leichte Verstimmung, und es herrschte ein heiterer, ungezwungener Ton. Sogar Frau Holzmann ließ sich mit dem drolligen, würdevollen Wendel in eine Unterhaltung ein und ergöbte sich daran, ihn ein Steckenpferd reiten zu lassen, wobei ihr Kolb, der den alten komischen Stanz sehr gut kannte, getreulich half.

Greifeneder bemühte sich, die Holzmanns und Kolb so aufmerksam zu behandeln wie

Gäste, an denen einem sehr viel gelegen ist. Zu seinem Aerger bemerkte er aber, daß Meß ihn dabei nicht unterstützte. Sie beteiligte sich gar nicht am Gespräch und gab nur hier und da, wenn sie gerade gefragt wurde und etwas sagen mußte, kurze, abgerissene Antworten, die mürrisch und unliebenswürdig klangen.

Da mischte sich der Dufel ins Gespräch und wandte sich an das junge Paar mit der in lachendem Ton vorgebrachten Frage, warum sie denn noch „nichts Kleines“ zu erwarten hätten — zwei so gesunde, kräftige und gesunde Leute. Ein allgemeines Gegröhle der ganzen Gesellschaft, zu dem allerdings er selbst am meisten beitrug, war die Antwort auf diesen gelungenen Scherz, durch den Dufel Holzmann sein glatte-geschmücktes Haupt mit dem Glorienschein eines geistvollen Witzboldes umgab.

Er lachte selbst so herzlich, daß ihm die Tränen in die gutmütigen, einfälligen Augen traten. Die Wendels lachten mit, und Kolb zwinkerte Meß herausfordernd zu, wie es ein Junggeselle tut, wenn er eine schöne junge Frau bei einer verhänglichen Situation in Verlegenheit bringen will.

Greifeneder war rot geworden und bemerkte leuzend und lächelnd, daß die Schuld gewiß nicht an ihm läge, was natürlich ernente Heiterkeit der Gäste hervorrief.

Nur Meß blieb ernst. Sie starrte vor sich hin wie ein ungezogenes Kind, dem etwas nicht recht ist. Peinliche Stille trat ein. Man blickte verlegen auf die Teller.

Da glaubte Frau Wendel erklären zu müssen, daß ja noch nicht aller Tage Abend sei und daß man nicht meinen dürfe, die Kinder kämen gleich. Gottes Wege seien unerforschlich.

Die naive Spruchweisheit der Frau Wendel wirkte wieder belebend. Frau Holzmann und Herr Kolb schüttelten sich vor Lachen.

Greifeneder wurde von der allgemeinen Lustigkeit fortgerissen. Er dankte für die allseitige freundliche Unterstützung, sagte er launig, aber er und seine Frau würden sich schon das alles selbst besorgen.

„Nicht wahr, Alte,“ bemerkte er zu Meß gewendet, „wir zwei brauchen keine Hülf, was?“

Statt einer Antwort sandte ihm Meß einen finsternen Blick zu. Dunkle Blut übergoß ihre Wangen.

Der Gesellschaft war die Lust zu weiteren Scherzen vergangen. Greifeneder gab sich Mühe, die Erregung, die in ihm kochte, zu verbergen

und durch einige harmlose Späße den peinlichen Eindruck zu zerstreuen, den Meßs Benehmen hervorrief. Doch es gelang ihm nicht. Nur noch kurze Zeit schleppte sich die Unterhaltung recht kläglich fort. Dann trat die Stille der Erschöpfung ein.

Man empfand es wie eine Erlösung, als Frau Holzmann den Anfang zum Aufbruch machte, und Greifeneder hatte beim Abschied das unbehoaliche Gefühl des Gastgebers, der sich darüber klar ist, daß die Gäste mit Freunden die günstige Gelegenheit zur reichsten Frucht er-reifen.

„Schau, Meß,“ sagte er, als er mit seiner Frau allein war, „was hast denn nur heut ge- habt? Die Leut sind böß weg'gangen.“

Sie sah zum Fenster hinaus und gab keine Antwort.

„Meß,“ flüsterle er, und in seinen Vorwurf floß die warme Härlichkeit über, die ihn für die geliebte Frau durchglühte. „Is denn das nötig a'weisen, daß Du Dich mit allen so ver- feinden tußt? Meß, ach, warum warst denn so? Du kannst ja so lieb sein!“

Er suchte ihre Hand zu ertasten, in seinen Augen flammte es heiß und verlangend auf. Siekehrte sich mit einer Gebärde unwilligen Trokes um.

„Sie sollen mich gern haben, Deine Frau Tant mißamt dem Herrn Kolb!“ rief sie ver- ächtlich.

„Ja, Meß, was ist denn? Was hat er Dir denn 'tan?“

„Wenn Du mir den Menichen noch einmal einladen tußt, geh ich auf und davon, das sag ich Dir,“ schrie sie auf, am ganzen Körper zitternd. „Stannst Dich selber mit ihm unter- halten, mit dem ordindren Stier! Ach laß mir keine gemeinen Zudringlichkeiten nicht a'fallen, merf Dir's!“

Auf ihrem Gesicht flammte die heiße Blut des Zorns. Die Fäuste ballend lief sie im Zim- mer auf und ab. „Aber ach, Meß,“ sagte Greifeneder begütigend, „Du verstehst ja gar kein Spaß. So einen Mann, der dem W'chäpft so viel nücklich is, darf man net so behandeln wie Du. Da muß man schon ein bißl freund- licher sein.“

„Ja, natürlich,“ rief sie voll Mut und stellte sich drohend vor ihn, „Du wärst imstand, beide Augen zuzumachen, damit er mit Deiner Frau anbandelt, nur wegen 'm W'chäpft! Ganz so wie Dein Herr Dufel. O, Dul!“

„Mesi!“ schrie er erbittert auf, „ein fadcs Ding bist, ein unausstehliches! Kein Mensch kann Dich net leiden, weil Du so bist, so — so — blöd. Wildst Dir ein ganzen Hausen ein und glaubst, wenn Dir ein Mannsbild ein gut's Wort gibt, damit er Dir eine Freud macht, dann — dann glaubst gleich, er hat's auf Dich abgesehen. . . O Du blödes Ding, Du eingebildetes! 's is wirklich mit Dir nimmer zum Aushalten. Mit kein Menschen kannst Du Dich auch nur einen Augenblick vertragen. Mir scheint, Du bist wirklich verrückt!“

Sie war ganz blaß geworden, ihre Lippen zitterten. „Meinetwegen bin ich verrückt,“ sagte sie, nach Luft ringend warm hast Du mich g'nommen, wenn ich verrückt bin, was? Ich hab Dich net gebeten, daß D' mich heiratst.“

Damit ging sie aus dem Zimmer und schlug die Türe hinter sich zu, daß sie krachend ins Schloß fiel.

„Du, Michel,“ sagte Holzmann am nächsten Tage zu Greifeneder, „die Tant hat gestern gemeint, mit Deiner Frau — das is ja schrecklich, hat die Tant g'sagt, was die treibt. Die is ja net g'hind. Was die immer für G'sichter schneidet und wie P' gleich in Zorn kommt, das is ja net normal, glaubt die Tant. Sie is der Meinung, Du sollst doch einmal ein Doktor fragen. . . Ach glaub halt auch. Sie soll sich ansturiieren, Deine Frau. Das haltst Du ja net aus! . . .“ Der alte, gemüthliche Herr wurde ganz zornig, als er sich an Mesis Betragen erinnerte. — „Armer Kerl! Wir haben Dir's aber g'sagt. Die Tant hat Dir's g'sagt. Du, die richtest Dich zugrund, Michel. Schaust ja jetzt schon aus wie ein armer Sünder, der auf d' Spinnerin am streng g'führt wird. Und weißt, Michel, daß ich Dir's sag, im G'schäft g'fallst mir auch net recht. Du hast Dein Kopf net mehr drauf. . . Also schau dazu, daß da Ordnung g'macht wird, aber bald!“

In Greifeneders Augen leuchtete es auf wie ein freudiger Hoffnungsstrahl. Die ganze Nacht hatte ihn der Gedanke gequält, daß Mesi ihn doch nicht liebe und daß er das erwartete Glück bei ihr nicht finden werde. Ganz plötzlich war diese Angst über ihn gekommen, und er hatte sie nicht los werden können. Und zugleich hatte er gefühlt, daß diese Furcht schon lange in ihm war, ohne ihm ins Bewußtsein gelangt zu sein.

Die Worte Holzmanns schienen ihm nun wie eine Erlösung von diesem Banne. Erleichtert atmete er auf. Ja, er hatte sich unnütze Sorgen gemacht. Mesi war krank, das war es. Und im stillen hat er ihr alles Unrecht ab, das er ihr bisher zugefügt hatte. Die Arme war ja nicht nur schuldlos, sondern auch bemitleidenswert, denn sie litt gewiß erst recht darunter, daß man sie falsch beurteilte. Wie mußte es sie fränken, daß sogar der eigene Mann so ungerecht gegen sie war.

Schon am nächsten Tage suchte er mit ihr einen berühmten Frauenarzt auf. Sie ließ es willig geschehen. Das Bewußtsein, daß sie ihr Schicksal nicht ändern konnte, hatte sie schon stumpf und teilnahmslos gemacht. Doch ein kleiner Hoffnungsfunke glomm noch immer fort. Der Gedanke, daß sie vielleicht in der Tat nur krank sei, gab ihr wieder Mut. . .

Sie mußten sehr lange warten, bis sie an die Reihe kamen. Der Arzt hatte nicht viel Zeit, denn es saßen noch viele draußen, die ebenfalls seinen Rat in Anspruch nehmen wollten. Die Klagen Greifeneders unterbrach er mit der Bemerkung, daß das nicht von Bedeutung sei, und eröffnete der blaffen, zitternden Frau mit vielstimmigem Lächeln, es wäre nicht ausgeschlossen, daß sich in ihr eine Veränderung vollziehe. Sie solle in einigen Wochen wiederkommen.

Ehe sie noch weitere Fragen an ihn richten konnten, die ihnen auf dem Herzen lagen, schob er sie mit freundlicher, tröstender Gebärde zur

Tür hinaus und rief die nächste Zuspruchsbedürftige ins Zimmer.

Greifeneder war überglücklich. Nun ließ sich ja alles erklären und begreifen. Er hatte schon oft gehört, daß Frauen in diesem Zustand den sonderbarsten Stimmungen unterworfen wären. Im stolzen, seligen Gefühl der Freude, die ihm bevorstand, nahm er sich fest vor, Mesi von nun an mit zärtlicher Schonung zu behandeln und alles gut zu machen, was er in seinem Unverstand bisher an ihr verbrochen hatte. Die innige, übermächtige Liebe, die durch die Enttäuschungen des Zusammenlebens schon Trübungen erfahren hatte, lebte wieder in heller Klarheit auf, und er hülfte von nun an die junge Frau in warme Singsingung und geduldige Fürsorge ein.

Zu Mesi kämpften widersprechende Gefühle. Das stolze Bewußtsein, vor dem jede Frau in seligem Schauer erzittert, machte sie allmählich, und sie hoffte, daß sich nun alles zum Guten wenden, wenigstens ihr die schwere Last leichter würde. Dann kamen aber wieder Momente, in denen sie vor dem Gedanken erschrak, einem Wesen das Leben zu geben, das ein Teil von ihm war, von dem Manne, den sie nicht lieben konnte, trotz aller aufrichtigsten Bemühungen. . .

Einige Wochen vergingen. Mesi war ohne Dienstmädchen. Greifeneder hatte Toni, deren respektloses, herausforderndes Betragen seine Geduld schon lange auf eine harte Probe stellte, eines schönen Tages, als er abends Mesi nicht zu Hause traf und von der „Berke“ eine freche Antwort erhielt, ohne viele Umstände vor die Türe gesetzt. Als Mesi ankam, erfuhr sie die schon vollzogene Tatsache, an der sich nichts mehr ändern ließ. Eigentlich war sie froh, das Mädchen, das wegen seines körperlichen Zustandes zu keiner Arbeit mehr zu brauchen war, so rasch losgeworden zu sein; sie selbst hätte sich bei ihrer lethargischen Gleichgültigkeit nie zu einem solchen Schritt entschlossen — doch weil es Greifeneder war, der das Mädchen entlassen hatte, reate sich der trotzig Widerpruchsgeist in ihr. Unwillig fuhr sie ihm an, als er ihr von dem Ereignis Mitteilung machte. . . Was er sich denn eigentlich denke? Ob er vielleicht glaube, daß sie die grobe Arbeit machen werde. In ihrem Zustand!

Sie machte gar keine Anstalten, sich ein neues Mädchen zu verschaffen, und als Greifeneder durch Frau Wendels Vermittelung einige kommen ließ, gefiel ihr keine. Sie kümmerte sich auch nicht ums Hauswesen, und auf die Vorstellungen ihres Mannes hatte sie nur die einzige Antwort, daß er jetzt sehen könne, wohin ers mit seiner Rücksichtslosigkeit bringe.

Nach einigen Tagen legte sich ihre Erbitterung, und sie fand plötzlich das passende Mädchen. Nun drang aber Greifeneder darauf, Mesi solle einen noch berühmteren Frauenarzt aufsuchen, da die Prophezeiung des ersten sich nicht erfüllen wollte und ihr Zustand noch ärger war als vorher. Der noch berühmtere war noch kürzer als der berühmte. Er suchte bloß über den Ausspruch des berühmten die Absicht und verordnete den Aufenthalt in einem Sturort. Auf weitere Erörterungen ließ er sich nicht ein, drückte auf den Teller neben dem Schreibtisch, und schon stand die nächste Hülfesuchende vor ihm. An seinem freundlichen Kopfnicken erkannten Mesi und Greifeneder, daß sie entlassen waren.

Nun versprach sich Greifeneder alles vom Sturort. Er fand zwar, daß es ein schönes Stück Geld kosten würde, doch die Aussicht, Mesis Gesundheit wiederherzustellen, tröstete ihn darüber hinweg. Mit Ungeduld wartete er auf das Frühjahr. Mesi blieb so gleichgültig wie vorher. Ihr ging nichts mehr nahe. . .

Die ersten Frühlingsboten stellten sich ein. Wenn Mesi zu den Eltern kam, sah si das Gärtchen wieder in seinem zarten An

schmuck prangen, doch es schien ihr nicht mehr so frisch und duftig wie im Vorjahr. An der reichlichen Fülle warmen, goldenen Sonnenscheins, der auf dem Hof lag, hatte sie keine solche genügsame Freude wie einst. Wehmütig dachte sie an die schönen Tage, da sie am Fenster gesessen, die liebe Stückchen beginnenden Frühlings vor sich draußen und auch drinnen in ihrem Herzen, da es ebenso geknospet und gejubelt hatte wie in der Natur, ebenso anspruchslos und ebenso selbstergeben — und heute, heute war sie alt und wunschlos geworden, gleichgültig und ernüchtert, nicht mehr machte ihr Freude. (Fortsetzung folgt)

Das Hambacher Fest.

Von Franz Josef Ehrhart.

Immer mehr kommt die Entwicklungsgeschichte unseres heute herrschenden Bürgerthums im allgemeinen und die des Nationalismus im besonderen in Betracht. Kämpfe derselben sind aber gerade für die Gegenwart, nachdem die Vergangenheit war, ihr ganzes Programm von ebendem, aber doch gründlicher ihre Hauptziele erreicht und dem Staat eingeprägt hat, um so mehr von Interesse als die Söhne sich krampfhaft bemühen, den Schwamm über die väterlichen Taten zu wischen. Aus seinen Stämmen erleben wir, daß das Bürgerthum zur Erreichung seiner Ziele so brutal und rücksichtslos vorgeht, als der Nachfolger, das Proletariat; daß es vor Revolutionen ebensowenig zurückschreckt, wie es spekt vor Königsthronen und anderen Bestandteilen der göttlichen Weltordnung hatte. Und so komischer nimmt sich sein Geareine über die proletarische Bewegung aus, wenn diese in alten, von den Liberalen heute verleugneten Forderungen aufnimmt, oder sich deren Tat aneignet. Eines der lehrreichsten Kapitel in diesem Gebiete ist das in den Maientagen 1832 abgehaltene Hambacher Fest, dessen 75jährige Feier im vorigen Frühling fällig war, aber leider greiflicherweise von jenen, die dazu bernut waren, systematisch totgeschwiegen wurde. Um die Väter zu ehren, und der Gegenwart eine lehrreiche Aufklärung zu geben, soll deshalb die Hambacher Episode, die in den bürgerlichen Freiheitskämpfen im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts von großer Bedeutung war, in kurzen Strichen geschildert sein.*

Zu den schönsten Gegenden Deutschlands zählt die vom Rhein begrenzte Vorderpfalz. Romantischen Reiz geben ihr die herrlichen Ruinen auf den Bergknippen und Anhöhen, die ehemals Adel und Geistlichkeit ihre Residenz aufgeschlagen hatten. Jahrzehntelang war die Hinweis auf die von dem französischen Erbfeind niedergebrannten Schlösser in der Pfalz der Clou einer patriotischen Rede. Zu den von den gallischen Eroberern zerstörten Burgen wurde in erster Reihe auch das Hambacher Schloß genannt, das durch verschiedene Vorgänge des vorigen Jahrhunderts eine besondere Bedeutung erlangte, die seinen Namen weit über die Grenze des Pfalzraumes hinaustrugen. In der Pfalz auf einem der sonnigsten mit Kastanien bewachsenen Berge der Hardt gelegene Burgen früher Kastanienburg genannt, war jahrelang im Besitz der Salier. Zeitweilig diente sie, so unter Og. v. Welden, als sicherer Raubritterneest. Bürger und Pfarrer wurden auf ihr in Gefangenschaft gesetzt und gegen Lö-

* Neuerdings hat sich Genosse Wilhelm Heberich der mühsamen Arbeit unterzogen, das ganze Material in einem Werke „Das Hambacher Fest. Geschichte der revolutionären Bestrebungen in Oberbayern um das Jahr 1832“ (Verlag von Gerisch u. Co. Ludwigshafen a. Rh. Preis 5 Mk.) erscheinen zu lassen. In Lieferungen à 30 Pf., zusammenzustellen. Das mit 12 Abbildungen ausgestattete Buch ist von größtem Interesse und recht sehr zu empfehlen.

geld freigelassen. Später ging die Zwingburg in das Eigentum des bischöflichen Hochstifts in Speyer über. Zu ihr gehörte das unterhalb der Burg gelegene Dorf Hambach nebst Wiesen, Aekern, Wald und großen guten Weinbergen. Auf den dort wohnenden Bauern ruhte eine schwere Zehntenlast.

Zu Ostern 1525 brach ein Aufstand gegen die Herrschaft des Adels und der Geistlichkeit los. Die Bauern, die jahrhundertlang ihr traurig Schicksal gottgegeben getragen, hatten die Knechtschaft satt und hielten furchtbare Abrechnung mit ihren Peinigern. Eine Burg fiel um die andere; nur die Kastanienburg hielt noch stand. Sie galt als unheimlich. Ihr fühlbar Felsenkeller barg das kostbare Weinfager des Bischofs, ein Umstand, der eine besondere Zucht selbstverständlich machte. Schließlich fiel die Burg aber doch dem wütenden Aufsturm der Bauern; sie wurden verwüstet und auf den Grund niedergebraunt. Aber die Bauern sind nicht unterlegen, über sie ward ein furchtbares Blutgericht abgehalten. Die Mädelstührer wurden gerädert und geköpft. Die anderen mußten die Burg wieder aufbauen und zwar besser und schöner als zuvor. Später durchzog der Markgraf Albrecht von Brandenburg in dem unheilvollen religiösen Kriege zehend und brennend die Pfalz. Er zerstörte die kaum neu erbaute Burg so gründlich, daß kein Stein mehr auf dem anderen blieb. Koldürstlich wieder hergestellt ließ sie Melac durch Marquis d'Ortelles ebennals zerstören. Niemand hat sie dann mehr aufgebaut. Die Reste des Mauers dienten fortan einem Förster als Wohnung. Das Lebens- und Zehntenwesen lebte aber fort, bis es endgültig durch die große französische Revolution ausgerottet wurde. Die Bauern der herumliegenden Orte holtten sich zu ihren Bauzwecken die Steine. Um die Burg selbst, die fortan das Hambacher Schloß benannt wurde, kümmerte sich niemand mehr. Das Aulgelände ging in den Besitz der Bauern über. Am 30. Juni 1823 hat der Staat die Mauer für 625 fl. versteigert, sie sollte fernerhin ein freibeitlicher Tummelplatz werden. Aus Dankbarkeit und sich seiner Erlösung freuend, zog das Volk alljährlich in den Maientagen hinauf zu dem Ueberbleibsel der Feudalzeit und feierte dort seine Feste.

Unter den deutschen Volksstämmen, die unter den Länderwechseln und Verschärfungen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts zu leiden hatten, dürfte die bayerische Pfalz an erster Stelle zu nennen sein. Sie wurde an das rechtsrheinische Bayern, mit dem sie weder Sitten, noch Gewohnheiten und Geschichte gemeinjam hatte, gekoppelt. Für das neue Mutterland bestand jedoch so wenig Sympathie, wie für das „angestammte“ Fürstentum. Es herrschte in der Pfalz mehr das Gefühl eines unter Fremdherrschaft stehenden eroberten Landes, was auch bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck kam. „Die Pfälzer hingen wie Treitschke sagt mit deutscher Treue an ihren französischen Gesezen.“ Die politischen wie wirtschaftlichen Verhältnisse förderten das Mißbehagen der lebhaften Bevölkerung, die während eines Jahrzehntes unter der französischen Herrschaft ihre Peiniger und Ausdauer abschütteln und sich in einer vorher nicht gekannten Freiheit ansleben konnte. Die 1818 mit Theaterdonner aufgeführte Verfassungskomödie vermochte das allgemeine Mißtrauen gegen die bayerische Regierung nicht zu beseitigen. Das Ländchen war von Baden, Hessen, Preußen und Frankreich so eingeschmürt, daß ihm der Atem auszugehen drohte. Ueberall stieß es auf unüberwindliche Zollschranken. Dabei war es sehr fruchtbar, hatte eine ertragreiche Landwirtschaft, produzierte weit über seinen eigenen Bedarf, hatte aber keine Absatzgebiete für seinen

Ueberfluß nach außen. Von der Münchener landesväterlichen Regierung wurde es fortgesetzt geschöpft. So sagt Seutner, daß von 1816 bis 1827 über 20 Millionen Gulden aus der Pfalz nach München geschleppt wurden, wobei den Pfälzern die Deckung ihrer sämtlichen Bedürfnisse gütlich überlassen wurde. Frankreich hatte noch eine mehrere Millionen betragende Verpflichtung an pfälzische Bürger abzutragen. Die bayerische Regierung schob sich als Vermittlerin ein, ließ sich aber für ihre ehrlichen Makkeldienste derart horrend bezahlen, daß sie den Empfangsberechtigten 40 Prozent der Schuldsomme abknöpfte. Bald zog noch eine Hungersnot ins Land. Die kleinen Bauern gerieten in bittere Not. Alles wurde ausgepowert. Das Proletariat wuchs unheimlich. Der Gerichtsverleiher war der ständige, bestgehaste Gast eines Teils der Bewohner. Die Gemeindegüter waren zum größeren Teile durch die Kriegskontributionen veräußert. Einige geriebene schlaue Herren verstanden es, die schönsten Proden an Gütern sich zu eignen zu machen und ihren Besitz anzurunden. Es sei hier nur an die reichen Herren an den Hardtabhängen, an die sogenannten Hardtgrafen, hingewiesen. Während die Landeskinder hungerten, vergaß die königliche Landesvater weit ab von der Pfalz die Mittel, die beigetrieben wurden, zu kostbaren Turnsbanten. Der Notstand begann der gleiche zu werden, wie vor der glorreichen Revolution. Schließlich kam die Regierung mit einer sonderbaren Notstandsaktion: sie führte wohl hohe Zölle ein, errichtete aber zugleich eine Mantelgrenze, die das Elend nur vergrößerte, denn die treibhausmäßig sich entwickelnde Industrie war nur von kurzer Dauer, der Staat beeinträchtigte sie durch kleingeistige Verordnungen und Regulierungen, unter denen sie so schnell verwelkte und verdorrte, wie sie emporstieß. Die Zöllnerei schuf einen Zustand schlimmer als zuvor.

Es kam hinzu, daß die Pfalz bald von schnorrigen, knorrenden Beamten besetzt war, die es als eine Art Strafvergebung betrachteten, aus dem rechtsrheinischen Bayern hierher geschickt zu werden. So waren nach Seutner im Jahre 1832 115 höhere Zivilbeamte aus dem rechtsrheinischen Bayern in der Pfalz, während nur fünf Pfälzer dorthin berufen wurden. Beim Militär war das Verhältnis ein noch dratistischeres. Die Regierung konnte den Pfälzern nie vergeben, daß sie so revolutionär französisch fühlten, aber das Schmerzlichste war ihr, daß der von der Revolution samt den Erhebern in wildem Sturm hinweggefegte Zehnt nicht rückgängig gemacht werden konnte und der gewalttätige Eigentumsdiebstahl gesetzlich sanktioniert werden mußte. Wie der in München an der Herrschaft gebliebene Adel mit der Geistlichkeit über die Pfalz dachten, so fühlten und handelten seine in die Pfalz entwandten Beamten; sie wurden eine Landplage. Der Stöng wurde von den Konservativen gegen die Gewerbefreiheit beeinflusst, die geltend machten, daß diese die physische Kraft und Männerstärke des bayrischen Volkes gefährdete, weil durch sie die schlimmsten Uebel heraufbeschworen und Bayern bald ein Kirchhof von wandelnden Leichen sein werde. Auf des Monarchen Betreiben schlepten byzantinische Knechtsseelen den Vettel sack durchs Land, um für eine griechische Schulle des Königs, der einen seiner Söhne nach Griechenland verpflanzen wollte, die nötigen Moneten zusammenschmurren zu lassen. Im Frühling 1831 schlug das königliche Herz noch warm für sein geliebtes Volk, von dem er annahm, daß es ihm trotz der diesem verferteten brutalsten Tritte in Hundetreue ergeben war. Zu dem ihm eigenen Phrasenschwall sprach er bei Eröffnung des Landtages in seiner Thronrede von dem „erhebenden Gefühle“, König von Bayern

zu sein, und rühmte sich, in seinem Lande völlige Ruhe zu haben, während in anderen Ländern Aufruhr und Aufstände eingezozen seien. „Ich kenne — sagte er — nichts Süheres, als vom Volke geliebt zu sein,“ dessen Verfassung er gewissenshaft schützen wollte. Bald warf aber seine Regierung den Schammantel ab und verlegte trocken die vom Regenten beschworene Verfassung, indem sie dieselbe auf Grund eines napoleonischen Dekrets vom 5. Februar 1810 in der Pfalz teilweise außer Wirksamkeit setzte. Das reizte die Bevölkerung noch mehr gegen ihre gesetzliche Obrigkeit, während ihre Sympathie für Frankreich, an dessen Geschick sie den lebhaftesten Anteil nahm, ständig wuchs.

Mit Beginn des Jahres 1832 spitzten sich die Dinge noch mehr zu. Die Presse, die sich in der Pfalz herrlich entwickelte und ein Bedürfnis für das ganze Jungdeutschland wurde, sollte unschädlich gemacht werden. Die Konstitutionen waren an der Tagesordnung, fast jede Woche erschienen neue Verbote. Ein am 1. Februar in Würzburg für ganz Bayern gegründeter politischer Verein wurde, weil er ein Staat im Staate sei, schon nach kurzem Lebenslauf verboten. Dem auf Grund der Verfassungsartikeln gebildeten Presseverein erging es ebenso. Die Regierung drohte mit Kriminaluntersuchungen, Beamtenabsetzungen usw. Es erfolgten massenhafte Anklagen. Die pfälzischen Richter wurden, weil sie fast in allen Fällen die Angeklagten in Schutz nahmen und freisprachen, allgemein als die natürlichen Verteidiger des Landes verherrlicht. Bald sollten aber auch sie die Geißel verspüren. Die Freigesinnten unter ihnen wurden vertrieben oder pensioniert und durch gewissenlose Kreaturen und die ausrüchlichsten Elemente ersetzt. Genau so erging es auch den mit dem Volke fühlenden Beamten. Unter letzteren ragte besonders Dr. Siebenpfeiffer hervor. Er wurde 1789 als Sohn eines armen Dorfschneiders in Waden geboren, rang sich durch eigene Talente zu höheren Studien empor, was dem außergewöhnlich intelligenten Manne nicht allzu schwer wurde. Bald sehen wir ihn als Verwaltungsbeamten in der durch Oesterreich und Bayern verwalteten Pfalz in Landau, kurz darauf als Bezirksamtmann in Homburg. Sein großes Wissen in der Verwaltungspraxis machte ihn fast unentbehrlich. Er wurde von der Volksbewegung in die er geschoben wurde, ergriffen. Die bayerische Regierung versuchte ihn dadurch unschädlich zu machen, daß sie ihn seinem Tätigkeitsgebiete entzog und zum Verwalter an das Zuchtbaus in Straisheim ernannte, womit man ihn gänzlich kaltgestellt glaubte. Er verzichtete aber auf diese hohe Ehre, wurde bald darauf ob seiner Insubordination pensioniert und trat nun mit aller Kraft in die revolutionäre Bewegung, an deren Spitze wir ihn neben A. W. Wirth fortan sehen.

Wirth, aus Hof in Bayern, besuchte mit Jean Paul, dem Koblenzattentäter Carl Ludwig Sand und anderen das Gymnasium in Laurentz, wo er die Zeitschrift „Der Kosmopolit“ gründete, der das bayerische Ministerium gleich verschiedenen Nachfolgern gar schnell das Lebenslicht ausblies. Wirth siedelte nach München über, wo er die Abgeordneten für seine Andachtungen zu gewinnen hoffte. Bald aber sah er sich so geschädigt und finanziell lahm gelegt, daß er München verlassen mußte. Er zog in die freie Pfalz und verlegte seinen Wohnsitz nach Homburg, wo noch keine Zensur herrschte. Dort versuchte er eine Zeitung in großem Stile zu begründen. Während Siebenpfeiffer in derselben die Verhältnisse der Pfalz behandelte, widmete sich Wirth mehr dem deutschheitlichen Gedanken. Die Einführung des schon erwähnten napoleonischen Erlasses setzte dem Plane ein rasches Ziel. In der Pfalz begann die Reaktion ihre Herrschaft genau wie im rechtsrheinischen

Bayern und in allen übrigen Bundesstaaten. Diese Unterdrückungstaktik ermutigte aber die kühnen Kämpfer, die ihre Bemühungen unerschrocken fortsetzten. Mit einem Stich ins Komische hören sich heute die von den staatlichen Organen ergriffenen Maßregeln gegen die Prekaltäter an. So gab Wirth in Homburg seine „Tribüne“ heraus, die verboten wurde. Bei ihm erschien der Bürgermeister, um die Druckerei zu versiegeln. Wirth verweigerte dem Gemeindegewalt den Eintritt. Da erschien der Landeskommisnar mit Polizei und Militär, aber er fand die Türe verbarricadert. Wirth erschien am offenen Fenster und begann den Versammelten die Verfassungsurkunde vorzulesen, wonach ein Beamter, der ohne richterlichen Befehl eine Türe erbricht, eines Kriminalvergehens sich schuldig macht. Darauf wurde die Türe mit Nerten eingeschlagen, die Versiegelung vorgenommen, das Militär zog friedlich von dannen und Wirth siedelte am folgenden Tage unter festlicher Begleitung der Einwohner in eine andere pfälzische Gemeinde über, um seinen Betrieb dort von neuem zu eröffnen.

Auch im bayerischen Landtag kochte die Volksseele, die Pfälzer mit den Franken waren die Vertreter der Opposition, wohingegen die altbayerischen Bauern sich als Hort der Regierung betrachteten und deshalb auch als die „Königskinder“ bezeichnet wurden, welchen Namen sie nach Kräften zu rechtfertigen suchten. In einer Adresse an den König baten sie diesen, „er möge seinen getreuen Bauern nur winken und in einer Stunde habe Ew. Majestät keine Feinde mehr“. Die Opposition im Landtag wurde, genau wie es in anderen Bundesstaaten der Fall war, mit jedem Tage stärker, weshalb der festliche Bundestag beschloß, daß die Fürsten ihren Ständen die Flügel stuben müßten, was die Potentaten, der von Bayern an der Spitze, sogleich auszuführen suchten. Am Weihnachtsfest 1831 schickte der verfassungstreue Ludwig I. seine lieben getreuen Stände nach Hause, was der große königliche Wasserdichter, wie es seine Gewohnheit war, nicht ohne poetischen Herzensstoß tat. Er appellierte also an das Volk:

„Deutsches Volk, das einst so fromm und bieder,
Nun ergriffen von dem Schwindelgeist,
Medlich, wie du warst, werde wieder!
Besser die Geschichte keines weist.“

Der allerhöchste Meim war von schrecklichem Erfolge, er löste eine ungeheure Seiterkeit aus. In der Pfalz hingegen erzeugten die frivolsten Maßnahmen des Königs eine Entrüstung, die keine Grenzen kannte. Der Abgeordnete Friedrich Schüller aus Zweibrücken tat sich im Landtag an Schärfe und Rücksichtslosigkeit bei der Opposition besonders hervor. Er genoß deshalb bei den Pfälzern die größte Verehrung. Er wurde von dem dankbaren Volke großartiger denn je ein Fürst gefeiert. Zum Empfang bei seiner Rückkehr aus München frachten, um den Fürstenakt zu überbieten, 102 Kanonenschiffe. Ein Taufesfest des Volkes fand für ihn und seine Kollegen in Zweibrücken statt, bei der sie ihm, „der Stütze des Volkes, dem Stolz an Geist und Charakter“, wie sie ihn bezeichneten, die Bürgerkrone aufs Haupt drückten. Silberne Becher wurden den mutigen Streikern überreicht. Die Zweibrückener Bürgerwehr bewaffnete sich eigenmächtig und belagerte die Reiterkaserne, um ihren Schiller zu schützen. Während des Monats März sollten alle männlichen Neugeborenen ihm zur Ehre Friedrich und die weiblichen Friederike genannt werden. Ein Schülerbankett mit 100 Gedecken verlief mit unbeschreiblichem Enthusiasmus. Nach der Abgang begann der Tanz, bis zum frühen Morgen. Mit letzterem wollten die guten Bürger beweisen, daß Ordnung und Anstand mit freisinnigen Grundfassen Hand in Hand gingen, was ihnen befehrs gelang.

Zum Frühjahr 1832 kamen einige „Königskinder“ — solche gab es mittlerweile auch im linksrheinischen Bayern — auf die schliböhrige Idee, in der Pfalz zur Erinnerung an die Verleumdung des königlichen Verfassungsgesetzes von 1818 ein großes Konstitutionsfest zu organisieren, dem sogar der König beizuwohnen sollte. Durch diesen Homburg wollten die Entrepreneure der freiheitlichen Bewegung das Wasser abgraben, aber sie erreichten gerade das Gegenteil: den Revolutionären war der Anlaß zum Eingreifen willkommen. In einem feurigen Aufruf forderte Siebenpfeiffer das ganze Jungdeutschland zur Feier des Hambacher Fests am 21. Mai 1832 auf. Ein echter deutscher Mai, ein Fest der Hoffnung, sollte der Geburtstag der bayerischen Verfassung sein. Mit Jubel wurde die Einladung in weiten Kreisen angenommen und man rüstete sich zum Marsch nach Hambach.

Die Regierung setzte mit einer bei ihr gewohnten Eile ein; sie begann die Propaganda für das Fest dadurch, daß sie es verbot. Nun wurde eine Protestkundgebung in der ganzen Pfalz laut. Der Landrat an der Spitze, unzählige Gemeinderäte ihm folgend, erließen feierliche, in Manneswürde gefasster Sprache gehaltene Proteste gegen die Annahme der Regierung, die schließlich unter diesem Druck ihr Verbot wieder aufhob.

Schon am Vorabend des Pfingsttages, am 26. Mai — es war ein wunderbar schöner Frühlingstag — kamen die Teilnehmer zu Fuß und Wagen in endlosem Zuge heran. Als dann am ersten Festtage die Morgensohnstrahlen die Landstraßen besichtigten, da wimmelte es schwarz von Menschen auf ihnen: alles strömte dem lieblichen am Fuße der Hardt gelegenen Neustadt zu. Alles jubelte vergnügt. Der feurige Hardtwein tat sein übriges, die Begeisterung und Lust zu heben. Am Morgen setzte sich der Festzug unter Glockengeläut und Geschützdonner von Neustadt aus in Bewegung. An der Spitze marschierten dreihundert Handwerksburschen ein von Siebenpfeiffer gedichtetes Kampflied: „Hinauf Patrioten, zum Schloß, zum Schloß!“ singend. Inmitten der Frauen und Jungfrauen, die ausdrücklich geladen und dem Mufe zahlreich gefolgt waren, schritt ein Fähnrich mit dem weiß-roten polnischen Banner, ihm folgten die Festordner mit einer deutschen Fahne (schwarz-rot-gold), auf der geschrieben stand: „Deutschlands Wiedergeburt“. Die armen Winzer trugen ein schwarzes Trauerpanier und beflagten in einem schwermütigen Gesange den schlechten Absatz ihrer Weine. Der Landrat und viele pfälzischen Gemeindeoberhäupter mit ihren antiken Abzeichen geschmückt, marschierten in corpore im Zuge. 30—40 000, nach anderen Aufzeichnungen sogar noch mehr Menschen, sollen an dem Zuge teilgenommen haben; jedenfalls war es eine der größten Demonstrationen jener Zeit. Die Menge lagerte unter den schönen Kastanienbäumen am Abhange der Burg, wo sie bei wolkenreinem Himmel die Türme von Speyer und Mannheim, die aus der üppigen Ebene aufragten, begrüßen konnten. Der Wein floss in Strömen. Dr. Sepp aus Neustadt begrüßte die vielstaudenköpfige Menge. Siebenpfeiffer schilderte in langer Rede den Gedanken des Festes, des herrlichsten und bedeutungsvollsten, das seit Jahrhunderten in Deutschland gefeiert worden sei. Er sehe den Tag kommen, wo die Fürsten die bunten Herminie feudalistischer Gotttatthalterchaft mit der männlichen Toga deutscher Nationalwürde vertauschen; wo das deutsche Weib nicht mehr die dienstpflichtige Magd des herrschenden Mannes, sondern die freie Genossin des freien Bürgers, unseren Söhnen und Töchtern schon als stammelnden Säuglingen die Freiheit einflößt. Schnell muß die Befreiung des Volkes geschehen, wenn nicht die Freiheit von den Wörderhänden

der Aristokratie erdrückt werden soll. Das ganze Weltall wollte er zu einer Familie formen. Mit einem Hoch auf Deutschland, Polen, Frankreich, „auf jedes Volk, das seine Ketten bricht“ schloß er seine Rede.

Etwas realistischer war Wirth, der den von Frankfurter Bürgern dedizierten Ehrenfabel umgürtete und für das einzige Großdeutschland dreihaupte, daß die Felsen stiegen. Bei ihm feimten Ansätze vom Sozialismus; eine große Affoziation sollte — nach ihm — die Kinder der Armen, je nach ihrer Begabung, für höhere Berufse erziehen. Usw.

Der Pfälzer Scharyp domierte: „Der hefte Fürst von Gottes Gnaden ist ein börener Hochverräter an der menschlichen Gerechtigkeit“. Feierlich stuchte die Versammlung sämtliche Fürsten Deutschlands.

Fis aus Dürkheim will ein Süßwasser für all das Unrecht, das an den armen Polen verübt worden, bringen. Ein Doktor trank ein „die Gesundheit und langes Leben eines Vorgesetzten des gallischen Sabnes, der zum zweiten Male durch seinen kräftigen Flügelschlag die Stettin zerrissen habe“. Der jugendliche Würstbinder Jean Philip Becker aus Frankenthal, dem die reicheren Arrangente das Wort verweigern wollten, schwang sich auf eine reiche Weinpanze; mit seiner Donnerstimme leitete er los: „Nur bewaffnete Bürger seien kompetente Richter gegen Laune und Willkür der Regierung, das Lösungswort sei: das Beste hoffen, aufs Schlimmste gefaßt sein.“ Als er trotz seiner Miesestimme sich kein Gehör mehr verschaffen konnte, stimmte er mit Gleichgesinnten das Revolutionslied an:

„Fürsten zum Land hinaus, jetzt kommt der
Volkesschmauß!
Aristokraten werden gebraten, Schergen und
Pfaffen gehängt!“

Jubelnd trugen sie ihn auf den Achseln von dannen.

Es sprachen noch viele Redner aus allen Gauen Deutschlands, aus Polen und Frankreich. Erst spät abends ging es zu Ende, unter dem offiziellen Gesange:

„Mut, Mut, Mut! Nicht wird uns Gott verlassen,
Folgen wir in Treue seinem Wort!
Feurig laßt uns lieben, feurig hoffen,
Und bereiten uns zum Drachenmord.
Wie der Lindwurm stolz sich brüstet,
Ihn nach unserem Blut gelüftet!“

So begann der Aufbruch hinab ins Tal zurück. Auf allen Anhöhen brannten Freudenfeuer. In den Straßen Neustadts wurde die ganze Nacht musiziert, getanzt, unzählige Bräutigame und Schwesternküsse ausgetauscht. Fünf Tage dauerte es, bis der letzte Gast die Berle der Pfalz verließ.

Am Morgen nach dem Feste ließen die Führer in Neustadt Vertrauensmänner aus den einzelnen deutschen Gauen wählen und legten ihnen die Frage vor, ob man nicht sogleich eine provisorische Regierung für das freie Deutschland einsetzen sollte. Der Vorschlag ward verworfen, weil man zu solchen Beschlüssen vorab keine dabeim keinen Auftrag habe.

So verlief das Fest ohne jedes unmittelbare Ergebnis, aber der wilde Lärm nach so langen Jahren tiefer Stille regte das Land weit hin an. Ueber das zweifelhafte Resultat war man in der Pfalz wenig befriedigt. So jagt Becker, daß die Delegierten in verschiedenen Gemeinden, weil das Losschlagen ablehnten, bei ihrer Rückkehr von dem Volke geprügelt worden seien. In vielen Orten wurden Freiheitsbäume geiebt, wobei es nicht immer glatt abging. So „schleppte eine Prozession junger Leute in Nuweiler einen Freiheitsbaum herbei und setzte ihn auf dem Marktplatz. Ein Kaminseger, ein Altbauernschlug ihn mit einer Art nieder. Hunderte Fäule ergriffen das „Königskind“ und spielten ein Allegro auf seinem Körper“. Es begann ein förmlicher Kampf um den Baum. Der Bürger



O. v. Choren: Abschied.

meister bestach einen Bürger, den neugepflanzten größeren Baum niederzureißen. Abermals wurde, trotz Abtraten des Bürgermeisters und Pfarrers, ein noch größerer gesetzt. Es kam der Landkommissar. Aber auch er zog ab: der Baum blieb stehen. Nunmehr rückte das Militär ein, die Volksmenge empfing es mit Heulen und Wehklagen, sie stellten sich vor des Bürgermeisters Wohnung auf. Dieser dankte ab. Darauf große Freude. Die Soldaten wurden mit Wein und Speisen traktiert und beim Abzug von jubelnden Bürgern, Frauen und Jungfrauen eine Stunde des Weges geleitet. „In jedem Wirtshaus“, sagt Treitschke, der die Bewegung zu verunglimpfen suchte, „sahen die politisierenden Kritiker zusammen. Freiheitsbäume wurden gesetzt, ein Gund gekrönt und dann feierlich durchgeprügelt.“

Das Fest, das einen mächtigen Eindruck hinterließ, konnte nicht ohne Folgen bleiben. Jetzt setzte die Reaktion ein, unterstützt und angeeifert von dem Frankfurter Bundestag. Zunächst ging dem pfälzischen Landrat an die Gurgel. Er hatte sich gemeinsam an dem Festzuge beteiligt. Er hatte das Gehalt des Obersten Gerichtspräsidenten, der sich an Stelle des freigesinnten Molitor ernennen ließ, zur Strafe zu verringern verlangt und viele andere gegen die hohe Regierung despektierliche Dinge beschlossen. Wegen seiner ungeziemenden Sprache, wegen seiner Beteiligung an dem Feste, das auf Umsturz des Thrones, der Verfassung und alles Bestehenden gerichtet war, wurde ihm am 19. Oktober 1832 das Lebenslicht ausgeblasen.

Von nun an begannen die hochnotpeinlichen Prozesse an allen Gerichten der Pfalz. Die Führer wurden in Haft genommen und unter dem direkten Druck der Regierung prozessiert. Eine ihrer willfährigsten Kreaturen war der Untersuchungsrichter Molitor in Frankenthal. Ihm wurde auch Jean Philp Becker zugeführt; tagelang folterte er an dem Wüstenwicht herum, ohne jedoch etwas Belastendes aus dem verschlagenen Würstenbinder herauszupressen. Schließlich ließ Molitor das Opfer, das er als einen Konfessionsrat bezeichnete, laufen. In München wurden die Akten nachgeprüft und von dort die Wiederperhaftung verfügt, worauf der „Wackkopf“, wie sie Becker in den Akten nannten, ohne Angabe von Gründen neun Monate in schwerer Untersuchungshaft gehalten wurde. Schließlich ward festgestellt, daß der rachsüchtige König selbst in einem eigenhändigen Briefe Beckers Bestrafung verlangte. So wie Becker erging es noch vielen anderen.

(Schluß folgt.)

Deutschlands Wälder.

Von Hermann Krafft.

(Schluß)

Die wirtschaftliche Bedeutung des Waldes liegt in der Heranzucht der Hölzer, doch ist damit keineswegs die Nutzung des Waldes erschöpft; ganz im Gegenteil: sie läßt sich noch in den verschiedensten Formen finden, die manchmal recht bedeutungsvoller Natur sind. Die Veränderungen im Wirtschaftsleben überhaupt haben auch einen Wechsel in der Waldnutzung bedingt. Als Weideplatz spielt heute der Wald nur noch eine ganz belanglose Rolle. Im Mittelalter wäre ohne den Wald eine Schweinmast nicht möglich gewesen. Dergleichen wissen wir heute nur noch wenig von der Nutzung des Waldes zur Bienenzucht. Das Gewerbe der Aschenbrenner, die in den Urwäldungen ihrer einsamen Arbeit oblagen und die Pottasche für die Glasfabriken beschafften, ist heute verschwunden. Auch der Kröhler ist eine seltene Erscheinung geworden.

Gegen derartige Waldnutzung, die früher die Nutzung des eigentlichen Holzes oft über-

wog, ist heute die Verwendung des Holzes ganz bedeutend gewachsen. Welch unendliche Mengen von Bauholz muß heute der Wald liefern, trotzdem zum eigentlichen Hausbau heutzutage weniger Holz gebraucht wird als ehemals, wo die Häuser ganz oder doch zum größten Teil von Holz gebaut wurden. Dafür sind der Häuser heute um so mehr, und bei der Innenausstattung derselben wie bei der Einrichtung der Wohnungen gehen um so mehr Hölzer drauf. Eisenbahnen, Fluß- und Hafenbauten, Wagenbau sowie die Bergwerke verschlingen alljährlich viele Millionen Kubikmeter Bauholz, wovon manches, in den Bergwerken zumal, innerhalb weniger Jahre wertlos ist und schneller ersetzt werden muß, als es heranwachsen kann. Der Bedarf an Stangenhölzern für Telegraphen- und Telephonleitungen, im Garten-, Obst- und Weinbau ist nicht zu unterschätzen. Der Papierfabrikation fallen alljährlich ungezählte Bäume zum Opfer. In der Eßig- und Glasfabrikation sehen wir chemische Verarbeitungsmethoden des Holzes, ohne daß damit das Ende der eigentlichen Holznutzungsarten erreicht ist. An Bedeutung wesentlich eingebüßt hat das Holz als Brennmaterial.

Der Gesamtertrag der deutschen Wälder wird auf 50 Millionen Kubikmeter Holz im Jahre geschätzt, die einen Wert von etwa 400 Millionen Mark repräsentieren. Diese Eigenproduktion reicht jedoch noch nicht zur Deckung des Bedarfs, denn es werden alljährlich noch etwa 10 Millionen Kubikmeter Stammholz mehr eingeführt als aus Deutschland herausgehen, so daß unser eigener Bedarf für das Jahr rund 60 Millionen Kubikmeter ausmacht.

Von den mancherlei Nebennutzungen seien hier nur die wesentlichsten erwähnt. Eichen- und Fichtenrinde findet immer noch in großen Mengen in den Gerbereien Verwendung. Der Waldstreuernutzung begegnen wir in vier Formen. Die eine beschränkt sich darauf, die Kräuter des Waldes mit der Sichel abzuschlagen. Bei der zweiten wird die Streu zusammengereicht und damit werden auch die abgefallenen Baumblätter aus dem Walde entfernt. Durch diese Nutzung werden dem Walde die meisten Organe entzogen, welche für die neue Nährstoffbildung in Betracht kommen. In rationell betriebenen Forsten ist diese Methode deshalb nur auf Wegen, Holzplätzen und dergleichen Stellen geduldet, wo eine Neubildung von Nährstoffen nicht notwendig ist. Auch dann kann diese Nutzung ohne Schaden erfolgen, wenn die Bäume das Maximum des Längenwachstums erreicht haben, etwa 50 Jahre nach der Pflanzung; sie muß aber spätestens 10 Jahre vor Beginn der Waldverjüngung aufhören, auch darf an selben Plätze nur alle 10 Jahre einmal gereicht werden. Eine weitere Form ist die Plaggenstreue, bei der die Beeren- und Heidekräuter mit der Hacke aus dem Boden losgerissen werden; auch hierbei werden dem Boden wichtige Stoffe entzogen. Bei der vierten Form bedient man sich der Aeste, an denen noch Nadeln haften, als Streu. Auch diese Form der Waldnutzung vermag den Baumbestand zu schädigen, wenn die Aeste in großer Zahl von den Bäumen geschlagen werden.

Die Harzgewinnung ist heute bis zur Unbedeutendheit zurückgegangen. Dagegen wird in manchen feuchten Wäldungen eine Niedgrasart in größeren Mengen gesammelt, die getrocknet zur Polsterung von Matratzen, als Verpackungsmaterial und dergl. benutzt wird.

Großen Umfang hat das Sammeln von Beeren, Pilzen und Leeseholz. Volkswirtschaftlich von Bedeutung werden diese Nebennutzungen namentlich dadurch, daß das Sammeln vielfach von Personen geliebt wird, die zu anderer Erwerbsarbeit noch nicht oder nicht mehr fähig sind, die aber doch etwas erwerben müssen. Der Ertrag der Arbeits-

leistung kommt hier in manchen Fällen namentlich beim Holzlesen, den Sammelnd ganz zu. Das Beeren sammeln erfolgt jedoch meistens auf Rechnung der Forstbesitzer. Die Beurteilung der Beträge, die hierbei in Freie kommen, mögen die folgenden Angaben von Professor Hansrath dienen. In der Oberförsterei Segeberg in Holstein werden 81000 Mark Sammlerlöhne bezahlt, das macht 50000 Mark für den Hektar. In der pommerschen Oberförsterei Gagesin werden je nach dem Beerenenertrag 70000 bis 130000 Mark an gegeben. In dem Forst Raubkammer in der Blüner Heide beträgt der Wert der Beerenutzung 6000, der der Holznutzung auf der Doppelte, 12500 Mark. Auch wenn wir die Wäldungen eines größeren Gebietes als Ganzes betrachten, bleibt der Wert der Beerenutzung ein recht erheblicher, so im Durchschnitte der Provinz Pommern 6 Mark für den Hektar, während die Summe aller Nebeneinnahmen an den preussischen Staatsforsten etwa 32 Mark für den Hektar beträgt. Den Jahresertrag an Nebennutzungen aus den deutschen Wäldern veranschlagt Hansrath auf 20 Millionen Mark. Den jährlichen Reinertrag des deutschen Waldes berechnet derselbe im ganzen auf 266 Millionen Mark, den Kapitalwert bei Unterstellung von 3 Proz. Zinsen also auf rund 9 Milliarden.

Um das Maß von Arbeit festzustellen, die ein Hektar Wald durchschnittlich erfordert, geben wir eben genannte Autor folgenden Weg. Er wird die Gesamtkosten für einen Forstbetrieb und der Durchschnittsjahresverdienst eines Arbeiters ermittelt. Die erste Zahl durch die zweite dividiert, ergibt die Zahl der Arbeiter, die bei ständiger Beschäftigung dem Betriebe ihren Verdienst finden könnten; diese Zahl in die Fläche des Betriebes multipliziert, ergibt die Fläche, auf welche ein ständiger Arbeiter zu rechnen ist. Die Zahl der Arbeitstage endlich, die jährlich auf einen Hektar entfallen, findet man aus der Division der Arbeitstage eines Jahres (280) durch die auf den Arbeiter treffende Fläche. Auf diesem Wege sind als Durchschnitt für das ganze Reich 5,5 Arbeitstage für 1 Hektar, d. h. 51 Hektar zur vollen Beschäftigung eines Arbeiters gefunden. Wie sehr dieses Maß durch örtliche Verhältnisse beeinflusst wird, zeigen Untersuchungen aus dem Bereich der preussischen Staatsforsten. Der Durchschnitt für die ganze Monarchie betrug 4,1 Arbeitstage für den Hektar, dabei trafen in der Oberförsterei Chorin 3,9 Tage auf den Hektar, in der benachbarten Freienwalde aber 10,1. Aus den statistischen Mitteilungen über die Arbeitsversicherung sind in den preussischen Staatsforsten 70—73 Hektar, in den bayerischen 5 in den braunschweigischen 54, in den badischen Domänenwäldungen 53 Hektar auf einen ständlich beschäftigten Arbeiter herausgerechnet worden. Bei 70 Hektar als Mittel für den Arbeiter könnten in den ganzen deutschen Wäldern 200000 Leute ständig Arbeit haben. In der Provinz mögen 800000 bis 1000000 Personen an der Waldarbeit beteiligt sein und einen Teil ihres Lebensunterhalts durch sie verdienen. Die leitenden Beamten einschließlich der Förster rechnet man einen auf 600 Hektar. Die Lohnsumme für Holzhanerei, Holzabtransport und Waldwegbauten mag ungefähr 100 Millionen Mark betragen, jene für die Holzabfuhr und die Beerenarbeit in Sägemühlen und Fabriken 450 bis 500 Millionen Mark im Jahre.

Zu dem Bestreben mancher Forstleute, die Forsttechnik in neue Bahnen zu bringen, die darauf hinauslaufen, den Wald ertragreicher zu machen, ist ein anderes Bestreben getreten, das auch eine Veränderung herbeiwünscht, die jedoch keinen klingenden Ertrag bringen kann, sondern eher Kosten verursacht oder den Ertrag zu verringern imstande ist. Darum findet diese zweite

Bewegung bei nur nach Mark und Wenigen besessenden Waldbesitzern und Forstleuten wenig Platz, für die Allgemeinheit ist aber gerade diese Bewegung die wesentlichste, es ist der Ruf nach Ästhetik in der Waldpflege. Als der eigentliche Begründer dieser Bewegung muß Heinrich Salisch genannt werden, denn er war es, der zuerst das rein materielle Auffassung vom Walde überwand. In seinem 1885 erschienenen Werke „Forstästhetik“ stellt er die Forderung auf, daß die Forstästhetik auf den Forstlehranstalten von gewissen Männern gelehrt werde. Salisch ist nicht nur dafür ein, daß die Lehre von forstlicher Waldpflege als eine vollwertige

Disziplin anzusehen ist, sondern er hebt auch hervor, daß die Nukleus-Anwendung aus seinem Verlangen nicht zu einer rationellen Waldnutzung im Gegensatz zu stehen braucht, sondern daß Forstästhetik und Forstnutzung in beste Uebereinstimmung gebracht werden können. Lange Zeit hat dieser Vorkämpfer ziemlich allein gestanden, neuerdings sind jedoch die Rufe nach ästhetischer Waldpflege ganz allgemein geworden und was die Hauptsache ist: sie haben hier und da bereits Widerhall gefunden, der sich zum erfreulichen tatsächlichen Ergebnis verdichtete. Mancherorts ist schon ein schöner Erfolg dieser Bewegung zu verzeichnen. Viel, recht viel bleibt dagegen noch zu tun übrig, wenn der Wald

wieder das werden soll, was er sein müßte, mit des deutschen Volkes sprichwörtlich gewordene Liebe zum Walde gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Hieran mitarbeiten kann jeder Waldbesucher selbst, indem er Schutz am Walde übt, an den einzelnen Gliedern des Ganzen und am Ganzen selbst. Wieviel wird heute immer noch von dem den Wald besuchenden Publikum gesündigt! Wie oft werden da unwilligerweise oder aus reiner Gedankenlosigkeit die Pflanzen beschädigt und das Waldbild befudelt. Das sollte anders werden. Der Ruf nach ästhetischer Waldpflege gilt nicht nur den Eigentümern und den Forstleuten, sondern er ergeht an alle, die überhaupt mit dem Walde in Verbindung kommen.

Die Mark.

Eine Kindergeschichte von Wilhelm Scharrelmann.

Widdl Hundertmark hieß er. Gewiß, sein Vorname paßte akkurat. Aber die Hundert Mark in seinem Namen waren der reinste Hohn. Er wäre ihm nicht ein roter Heller aus den Taschen gefallen, wenn man ihn auf den Kopf geschüttelt und ausgeschüttelt hätte wie ein leeres Portemonnaie. Dabei sah er aus, als wenn man der liebe Herrgott in einer langweiligen Stunde aus einem alten Stück Holz geschnitten hätte, um auch einmal ein Vergnügen und etwas zum Lachen zu haben. Der dicke Kopf mit den kleinen Augen und den großen Ohren, den herbstigen Haaren und den abgekehrten Backen war das Auffälligste an ihm. Dabei steckten die kleinen Beine in ganz unmöglichen Hosen. Man wußte nie, was man mehr anstaunen sollte: Widdl oder seine Hosen. Sie waren tütenförmig und oben von einer so unmöglichen Weite, daß man stets fürchtete, der kleine Knirps werde rettungslos in dem gewaltigen Hosenboden versinken. Seine Mutter hatte sie abends nach der Arbeit beim Schein der trüblichen kleinen Petroleumlampe zusammengenäht, und es war wirklich mehr guter Wille als Geschicklichkeit an ihnen zu erkennen. Aber Widdl war stolz auf seine Hosen und er tat nichts lieber, als die Hände in die Taschen zu vergraben und mit unbewegter Gelassenheit und dem immerwährenden Phlegma, das ihm eigen war, den Zielen der Kinder auf der Straße zuzusehen. Sein Spottwort rührte ihn so leicht, und nur, wenn es gar zu arg wurde, drehte er sich um und ging ohne ein Wort mit langsamen, abgemessenen Schritten ins Haus. Wenn er dann wohl auch heimlich die Zähne zusammenbiß und sich die kleinen Augen mit großen Tränen füllten, so sah ihn doch niemand jemals weinen. So oft ihn auch die Kameraden zuweilen an den Haaren zupften oder mit dem Ellenbogen in die Seiten stießen. Er ging dann in den dunklen, kalten Hausflur, der so öde und schmutzig dalag, und an dessen Ende das Zimmer seiner Mutter lag. An solchen Tagen kam er meistens erst am Abends wieder zum Vorschein, wenn die Gasse still geworden war. Dann schlief er an den Häusern entlang bis zur nächsten Straßenecke und stand unbeweglich unter der Gaslaterne, die dort brannte, und wartete auf seine Mutter. Die tagsüber bei anderen Leuten die Wäsche bestrahlte und zuweilen erst spät des Abends heimkehrte. Er stand dann da, unbeweglich wie ein kleiner Gnom, der sich in die Stadt verirrt hat und nun mit großen, verwunderten Augen die Häuser und die Vorübergehenden mustert.

Ich erzählte von Widdl, als er neun Jahre alt war.

Als er einige Jahre älter geworden war, wurde er Husanfänger für eine Wägerei. Des Morgens, in aller Herrgottsfröhe, wenn die Massen noch nicht daran dachten, wieder aufzuwachen aus ihrem nebligen Schlafe, lief er schon mit seinem Brotkorb unter den Laternen

hin und hängte die Brotbeutel der Stunden vor die Tür. Da hieß es sich hüten und hurtig bei der Hand sein, denn die Schule begann auf den Glockenschlag, und Widdl mußte vorher sein Brot besorgen haben, da halt alles nichts. Ob Schnee lag oder die Brötchen einige Minuten später fertig geworden waren, danach fragte man nicht. Nur danach fragte man, ob alles richtig besorgt sei.

Er verdiente dabei jede Woche eine Mark und bekam jeden Abend (nach der Schulzeit wurde noch einmal Brot ausgetragen) einen Beutel voll alten, in der Form misstrauenen Weißbrotes mit nach Hause, Brötchen mit einer aufgeblasenen Wade, ichiel gewordene und wunderliche Finger, über die man lachen mußte, wenn man sie aß. Aber Widdl war nie stolzer als an dem Sonnabend, an dem er die erste selbstverdiente Mark seiner Mutter heimbrachte.

Es war ein funkelndes kleines Stück.

Wie in den Traum hinein verlockte es ihn. Es wuchs in seiner Hand, wie er so stand und es betrachtete, und wurde zuletzt so groß wie ein Zuppenteller aus blankem Silber. Er sah ganz entzückt davor und starrte in den blendenden Schein, der davon ausging.

Wie in seinem Leben hätte er gedacht, daß ein Geldstück so funkeln könne. Es war wie der Glanz der Sonne. Man mußte sich beinahe die Augen zuhalten, wenn man es ansah.

Er sah davor und starrte es an und wagte sich kaum zu rühren. Die Eins darauf stand so majestätisch in der Mitte und es war natürlich, daß man von dem Kranze bei all dem Glanze des Stückes gar nichts mehr erkennen konnte.

Darauf nahm er es und wollte es in die Tasche schieben und dann die Hand darauf halten, damit er es nicht verlor. Aber es ging schier in die Tasche nicht hinein und er mußte es unter den Arm nehmen. Damit aber nicht alle Leute es sahen und gar Nachbars Konrad kam und ihm in den Nacken schlug, daß ihm die Funken aus den Augen flogen wie vorgeistern Abend, als er müde nach Hause gekommen war, wickelte er es in sein Taschentuch. So konnte niemand sehen, welchen Schatz er bei sich trug.

Und dann überlegte er, was er alles dafür kaufen könnte: ein Paar Stiefel für seine Mutter, die die Sohlen schon seit Wochen ganz abgetreten hatte und beinahe auf den Strümpfen lief, und eine Abendhaube, und ein großes Umschlagetuch, und ein paar neue Taschen mit goldenem Rand, und eine neue Schiefertafel für sich, weil die alte zerbrochen war und eine neue in der Schule nicht geliefert wurde. . . O Gott, was für Herrlichkeiten konnte man alles für ein solches Geldstück haben!

Er lief durch die hell erleuchteten Straßen, um schnell nach Hause zu kommen, und fühlte, wie alle ihn ansahen und respektvoll auf die Seite traten und ihm nachschauten, wenn er

vorüber war, und ein paarmal hörte er die Vorbeigehenden ganz deutlich flüstern: „Das ist der Widdl aus der Winkelgasse, er hat eine Mark verdient! Und dann blieben auch die beiden kleinen Mädchen stehen, die eben ins Schloß gehen wollten, und sahen auf das rote Taschentuch, das er um seinen Schatz gewickelt hatte. Und er ging schneller und schneller, um nach Hause zu kommen und seinen Schatz oben zu legen. Gut sollte seine Mutter sich daran freuen, ehe er etwas davon angab.

Und dann bog er in die Winkelgasse ein Stück, da stand der Konrad wieder an der Haustür und trat ihm in den Weg, und er starrte vor Angst.

„Wo hast Du das Geld gestohlen?“ fragte er mit einem bösen Miß und hielt ihn an der Stelle fest.

„Ich habe es nicht gestohlen, Konrad, ge- wisß nicht,“ stammelte er, „ich habe es beim Wäcker verdient, wo ich das Brot austrage.“

„Verdient willst Du es haben?“ rief Konrad und packte ihn noch fester, „gestohlen hast Du's in Lump!“ Und damit schlug er ihm an die Wade, daß sie wie Feuer brannte und ihm das blaute Geldstück aus dem Luche und unter dem Arme wegschalt und über die Straße rollte. Er riß sich los und lief hinterdrein, und immer rollte es vor ihm her und wurde kleiner und rollte und rollte ohne Unterlaß, als wenn es Äuigel hätte, als wenn der Wind dahinter wäre, wie hinter seiner Mütze, damals, als der Sturm war, und endlich war es so klein geworden wie eine gewöhnliche Mark, aber es rollte immer weiter und er konnte hinterdrein und hinter sich hörte er Konrad lachen und rufen: „Gestohlen, Du Lump! Gestohlen!“

Da! Plumps! war es durch einen Klotz in den Straßengraben gefallen. Ein eisiger Schreck fuhr durch seine Glieder und er erwachte.

Er konnte sich gar nicht bewegen, wo er war. Aber richtig, er lag ja noch im Bett und die Mutter war schon aufgestanden und hatte schon die Petroleumlampe angezündet, weil es ja noch früh und finster war. . . Und seine Mark lag noch an derselben Stelle auf der Fensterbank.

Am Nachmittage wurde er dann mit seiner Mark zum Krämer geschickt und als er ein Pfund Margarine und eine Flasche Petroleum dafür erstanden hatte, bekam er ganze acht Pfennige wieder heraus. Vier schmutzige Zweipfennigstücke. . .

Und wie er dann so stand und sie in der Hand hielt, draußen vor der Ladentür, fiel ihm sein Traum aus der vorigen Nacht wieder ein und er schluckte und schluckte, um die Tränen wegzubringen, die ihm langsam und brennend in die Augen zu steigen begannen. Als er aber wieder die Stube seiner Mutter betrat, konnte man ihn wirklich nicht ansehen, daß er geweint hatte.

Der Frühling kommt . . .

Der Frühling kommt, die Blumen sprühen,
Ein neues Leben wagt und glüht
In Duft und Ton sich zu ergießen,
Und tief bewegt ist mein Gemüt.

Ich möchte mit der Lerche steigen,
Dir jabelnd singen in dem Tal,
Als Nachtigall von Blütenzweigen
Dich liebend grüßen tausendmal.

In einen Ton mücht ich sie binden
Die Seele, voll und schwer und schwül:
Ein Sehnen nur ist all Empfinden,
Ein liebend Sehnen all Gefühl.

Robert Schweichel.

2

Vom Krebs. Die amüsanteste Art Krebse zu fangen, ist die mit Jockelicht. Sie ist allerdings verboten und daher nur auf geschlossenen Gewässern möglich, die der staatlichen Aufsicht nicht unterliegen, wird aber auch auf kleinen abgelegenen Seen geübt, die der vielgeplagte Fischereiaufsicher nicht immer bewachen konnte. Allwöchentlich ein- bis zweimal, je nach der Witterung, rüsteten wir uns in unserer ostpreussischen Heimat zu der nächtlichen Expedition. Festes Nienholz wurde in fingerdicke, handlange Stücke gehackt und damit ein aller Sack gefüllt. Mit Dunkelwerden ging die Reife los. Der Stärkste trug den Sack mit Nien, die anderen an einer Schnur über die Schulter den Beutel zum Aufbewahren der Krebse.

An einer geschützten Waldecke wurde Halm gemacht und in dem aus Draht geflochtenen Feuerkorb, der mit einer Eisenstange an dem Holzriss befestigt ist, der Nien in Brand gesetzt. Nun beginnt der Fang. Der Feuerträger schreitet in der Mitte, umschwirrt von zahllosen Mücken, die scharenweise in die Flammen stürzen. Zu beiden Seiten gehen die Jäger. Vom Licht geblendet sitzen die Krebse in dem seichten Wasser unbeweglich auf dem Grunde. Aber man muß zugreifen, sonst schnell sich der Krebs mit einem heftigen Schlag seines Schwanzes pfeilschnell rückwärts davon ins tiefe Wasser. Der Griff muß stets von der Schwanzseite den Krebs decken; fäßt man ihn anders, dann bekommt man unfehlbar mit seinen starken Scheren zu tun. Am Morgenrauen wird Schlupf gemacht. Jeder Jäger zählt seine Beute in den leer gewordenen Nienfach, noch ein Schlupf aus der Flasche, dann schlumpf die nasse Gesellschaft heimwärts.

In kleinen Flüssen und Bächen wird eine andere Methode angewendet. Man überzieht einen Ring aus ziemlich dickem Draht mit einem Rehbentel, der an seinem unteren Ende einen Stein trägt. Im Inneren des Beutels ist auf der Mitte ein abgehäuteter Frosch oder ein Stück Fisch als Köder befestigt. Von dem Ringe gehen drei Schnüre nach oben, die sich bald zu einer Schnur vereinigen, die entweder an einer dünnen Stange befestigt ist oder ein Stück Borke als Schwimmer trägt. Nun denke man sich einen kleinen Fluß oder Bach, der ohne großes Gefälle durch die Ebene schleicht. In den steil abfallenden Uferstreifen wohnen die Krebse in Löchern, die sie sich in den weichen Boden gegraben haben. In der Dämmerung kriechen sie daraus hervor, um Nahrung zu suchen. Ohne Bedenken nehmen sie den Köder auf dem Teller an. Nach einiger Zeit wird er schnell emporgehoben, die darauf sitzenden Krebse sind in dem sich lösenden Beutel gefangen.

Was für herrliche Stunden habe ich dabei erlebt. Wenn nach einem heißen Sommertage die Abendkühle herniederfinkt, trat ich meine Expedition an, meistens von ein paar jüngeren Forstgeschülten begleitet. In einer Waldecke wurde Halm gemacht und unter einer mächtigen Gruppe alter Eichen ein Feuer angezündet, dessen dichter, durch grüne Tannenäste erzeugter Qualm die Mücken schenkte. Dann wurden dreißig bis vierzig Teller mit Köder besetzt und in den Fluß versenkt. Nach einer kleinen Weile wurden sie gehoben, und selten ohne Erfolg. War die Stelle abgegrast, dann wurden die Teller hundert Schritt weiter von neuem ausgeworfen, und während einer den Dienst besorgte, lagerten die anderen am Feuer und erzählten sich Jagdgeschichten mit vielem Latein!

Das Gerät für den gewerbmäßigen Massenfang ist die Reuse. Sie ist etwa 30 Zentimeter lang bei einem Durchmesser von 25 Zentimetern und aus dünnen Holzstäben gefertigt. Der trichterförmig nach innen zulaufende Eingang an beiden Enden gestattet dem Krebs das Hineinkriechen, hindert ihn aber am Entweichen. Als Köder dient

meistens ein Stück Fleisch von minderwertigen Weisfischen, das aber stets frisch sein muß. Wird es überständig und geht in Fäulnis über, dann meidet der Krebs die Reuse. Diese alte Erfahrung der Krebsfänger widerlegt wohl am besten die allgemein verbreitete Ansicht, daß der Krebs sich von vertrockneten Stoffen nährt.

Der Krebs ist nicht so leicht künstlich zu vermehren wie der Fisch. Vollends die Art, wie man dem Fisch Roggen und Milch abstreift und aus den befruchteten Eiern die jungen Fischlein „erbrütet“, ist beim Krebs nicht anwendbar. Die jungen Krebse schlüpfen nur aus, wenn sie mit dem Muttertier vereinigt bleiben, das sechs Monate die Kühe regt, um den Eiern frisches, sauerstoffhaltiges Wasser zuzuführen. Die Ende Juni aus dem Ei schlüpfenden, etwa drei Millimeter laugen Jungen gleichen den Alten fast vollständig, nur das Kopf-Bruststück ist im Verhältnis größer, der Schwanz dünner als bei den erwachsenen Krebsen.

Viele Fäehlichkeiten haben die kleinen Geschöpfe zu bestehen, bis sie zu einer brauchbaren Größe heranwachsen. Die eigene Mutter verschmäht es nicht, einige ihrer Nachkommen zu verpeisen, und zur Zeit des Schalenwechsels, wenn die neue Haut noch butterweich ist -- daher der Name Mutterkrebse -- werden sie von vielen Fischen, namentlich von den Barschen, mit Vorliebe gefressen. Nach meinen Beobachtungen läßt es der Mutterkrebse an der nötigen Vorsicht fehlen, denn bei dem nächtlichen Krebsfang wurden recht oft weiche Krebse gefangen, die munter umherspazierten, anstatt im sicheren Versteck das Erhärten ihres Panzers abzuwarten.

Der Schalenwechsel bedeutet für den Krebs die Perioden des Wachstums. Nach den neuesten Forschungen häuten sich die jungen Krebse im Sommer fünfmal. Bis zum Juli des folgenden Jahres erfolgt noch ein dreimaliger Schalenwechsel; im zweiten Lebensjahre soll sich der Krebs noch fünfmal häuten. Dann nimmt die Zahl der Häutungen ab. Größere männliche Exemplare häuten sich jährlich nur zweimal, einmal im Sommer, das zweite Mal im Herbst.

Die weiblichen Krebse sollen nur einmal ihr Panzerkleid abwerfen, und zwar kurz nachdem sie von den Jungen verlassen sind. Es ist ein schwieriges und wohl auch nicht ganz schmerzloses Geschäft, dem der Krebs sich unterziehen muß. Unter der alten Schale bildet sich allmählich eine lederartige Haut und darüber ein dickflüssiger, zäher Schleim, der die alte Decke lockert und das Abstreifen erleichtert. An der Häutung beteiligen sich auch die zarteren Körperanhänge, wie Augen, Fühler und Kiemen, sogar die innere Auskleidung des Magens. Mit vieler Mühe streift das Tier die zerplakten alten Schalen ab; ohne zu freffen brüat es dann zehn bis zwölf Tage zu, bis die neue Kleidung hart geworden ist.

Infolge dieser Vorgänge ist das Wachstum des Krebses ziemlich langsam, jedoch nicht so langsam, wie man allgemein annimmt. Denn ich kann genau befeunden, daß ein See, der im Jahre 1887 völlig entvölkert wurde, im Jahre 1902 bereits Krebse von 18 bis 20 Zentimeter Länge aufwies. Es waren ihrer so viele, daß man sie nicht alle als die eingesehten Zuchttiere ansprechen konnte.

Die natürliche Verwandtschaft ist es in erster Linie, welche uns zu dem Verständnis der Formen der belebten und leblosen Wesen der Erde führt. Erst seitdem sie ein klarer Begriff geworden ist, hat man in der Aufstellung des Tier- und Pflanzen-systems feste Stützpunkte gewonnen, sind die Tier- und Pflanzen-systeme mehr als willkürliche An-einanderreichungen.

Um einen klaren Begriff der natürlichen Verwandtschaft zu gewinnen, werden einige Beispiele am besten dienen, die wir aus dem Tierreich und aus dem Pflanzenreich entlehnen wollen: Die Bohne, Erbse, Antlerwicke, Gartengewicke, Lupine, Mazie und der Maisstrauch sind allgemein bekannte Pflanzen. Sie stimmen sämtlich in einem besonderen Blütenbau überein. Eine bezeichnete diese Blütenbildung kurz als Schmetterlingsblüte. An ihr fällt zunächst ein auf- und meist auch rückwärts gekrümmtes großes Blütenblatt auf, tiefer stehen zwei vorwärts und meist gegeneinander gekrümmte kleinere und zwei noch kleinere, die Befruchtungsteile einschließende, sind meist zu einer schnebelartigen Bildung vereinigt. In allen diesen Blüten finden sich zehn am Grunde, bis auf einen freien, verwachsene Staubgefäße, welche scheidenartig den sogenannten Stempel umhüllen, aus welchem stets eine Hülsenfrucht wird, welche bei der Reife aufspringt und an der einer ihrer Näfte die Samen trägt. Alle diese Kennzeichen fallen leicht in die Augen. Dazu kommen aber im Bau des Samens noch einige feinere anatomische Merkmale,

worin jene und eine große Zahl anderer Pflanzen ebenfalls genau übereinstimmen. Diese Merkmale zusammengefaßt bilden den natürlichen Charakter dieser Pflanzen, wodurch sie unter sich natürlich verwandt, eine natürliche Pflanzenfamilie ausmachen. Man nennt die Familie, zu der alle diese Pflanzen gehören, Schmetterlingsblütler.

Als Beispiele für eine zweite Pflanzenfamilie mögen uns folgende bekannte Pflanzen dienen: Minze, Salbei, Thymian, Wiesenrauh und Bienenweide. Sie haben alle eine sogenannte Lippenblüte. Die Blütenkrone ist am Grunde röhrig und zerfällt sich oben in ungleiche lippenartige Ripfel. Die Blüte sind vier Staubgefäße vorhanden, zwei längere und zwei kürzere, und ein Stempel, dessen Griffel an der Spitze gegabelt ist und am Grunde vier Fruchtknoten hat. Der Kelch ist röhrig oder pfannkuchenförmig, am Rande gezähnt; die Blätter sind gegenständig, der Stengel ist vierkantig und vierseitig. Nach der eigenartigen Gestalt ihrer Blüte bezeichnet man diese Pflanzenfamilie als Lippenblütler.

Eine dritte Familie bilden die Schirm- oder Doldenpflanzen, zu denen z. B. der Kumpel, Fenchel, Petersilie, Schierling und viele andere gemeine deutsche Pflanzen gehören. Wir erkennen sie an dem Stände ihrer Blüten auf langen Stielen, welche strahlenförmig von dem Endpunkt des Stengels ausgehen, ähnlich den Strahlen eines Schirms (daher der Name Schirmpflanzen), nur daß die Blütenstiele aufwärts statt abwärts gerichtet sind. In den Verhältnissen der Blüte und des Samens stimmen die Schirmpflanzen auf das genaueste überein.

Diese drei Beispiele aus dem Pflanzenreich werden ausreichen, um den Begriff der natürlichen Verwandtschaft klarzumachen. Die dadurch begründeten natürlichen Familien sind um so leichter charakterisiert, wenn sie, wie namentlich die oben letzteren, auch im Habitus sehr übereinstimmen. Dieses Wort, welches durch das dafür gebräuchliche deutsche Wort „Tracht“ doch nicht ganz wiedergegeben wird, soll das ganze Aussehen, den Gesamteindruck eines Lebewesens bezeichnen. „Die Lippenblütler sind schon im Habitus einander sehr verwandt“ soll heißen: auch ohne nähere Untersuchung ihrer Familienmerkmale erkennt man sie leicht an ihrer ganzen Gestalt.

Auch im Tierreich gibt es dergleichen leicht als solche zu erkennende natürliche Familien. Zitate, Marder, Störche, Mehe und Antilopen kennen wir alle als natürlich verwandt durch ihren Wiederkäuermagen und durch die dem Oberkiefer mangelnde Schneidezähne. Wir nennen sie Wiederkäuer.

Mäuse, Hasen, Eichhörnchen, Hamster, Fehrbildner bilden die natürliche Familie der Nagetiere, die namentlich durch die oben und unten je zwei menschenartigen Nagenzähne kenntlich machen.

Wir begreifen leicht, daß diese Beachtung der natürlichen Verwandtschaft lichtvolle Ordnung in das Formenchaos der Tier- und Pflanzenwelt bringen muß. Ebenso begreifen wir, daß die Erkennung der natürlichen Verwandtschaft um so leichter ist, wenn mit ihr eine Übereinstimmung im Habitus Hand in Hand geht. Wenn jemand in einem fernen Lande eine bisher unbekannt gewesene Doldenpflanze auf findet, so erkennt er schon von weitem, daß er eine solche vor sich habe, und er braucht nicht lange nach den feineren Verhältnissen ihres Baues zu sehen, um sie im System an die passende Stelle einzureihen.

Die Natur hat es aber den Naturforschern immer so leicht gemacht. Neben gegenseitiger natürlicher Verwandtschaft haben zwei Pflanzen auch Tiere oft einen hinnehweil voneinander verschiedenen Habitus. Um das Kamel als Wiederkäuer, also als Familienverwandten des Marders zu erkennen, muß man die im Gebiß und in den liegenden verwandtschaftlichen Kennzeichen suchen.

Daß die Kartoffel, das Weizenkraut, der Apfel und der Tabak in dieselbe Familie gehören, kann man ihnen nicht ansehen, sondern man muß die Familientennzeichen zu Rate ziehen.

Die natürliche Verwandtschaft ist oft nicht so oft noch tiefer in das Leben ein. Die Lippenblütler sind fast sämtlich reich an ätherischen Ölen, die unter ihnen viele unserer beliebtesten Garten- und Gewürzpflanzen sind und uns viele unserer wertvollsten Gerüche liefern. Die Samen der Schmetterlingsblütler sind reich an Stickstoff, Schwefel und Phosphor enthaltender Substanz, weshalb viele für uns nahrhafte Speise geworden sind (Hülsenfrüchte).

h. h.

Nachdruck des Inhalts verboten!